

btb

Buch

Abgelegen, tief in den Wäldern des Staates Washington liegt die kleine Holzfällerstadt Commonwealth. Charles Worthy hat sich mit der Gründung dieser Stadt und ihren gesellschaftlichen Idealen jenseits von Ausbeutung und Unterdrückung einen Lebenstraum erfüllt. Doch dann bricht eine todbringende Epidemie im Land aus, und die Eintracht bekommt erste Risse. In dem Ort macht sich die Angst breit, als sich die Nachrichten über Todesfälle in den umliegenden Städten häufen. Und die Bewohner fällen eine folgenschwere Entscheidung: Der Ort will sich von der Außenwelt isolieren, um sich vor dem zu bewahren, was draußen lauert: die Spanische Grippe, die 1918 in weiten Teilen der Welt wütet und mehr Todesopfer fordert, als der parallel stattfindende Weltkrieg. Barrikaden werden auf der einzigen Zufahrtstraße errichtet, die Waffen sind schussbereit. Commonwealth ist fest entschlossen, sich gegen Tod und Elend zu schützen. Koste es was es wolle. Doch eines Nachts, als die beiden jungen Männer Philip Worthy, der sensible Adoptivsohn des Stadtgründers, und sein älterer Freund Graham zum Wachdienst eingeteilt sind, steht plötzlich ein Fremder vor den Toren der Stadt, unterkühlt hungrig, müde – ein Opfer der todbringenden Epidemie? Die beiden Männer fällen eine folgenschwere Entscheidung.

Autor

Thomas Mullen, Jahrgang 1974, wurde in Rhode Island geboren. Er besuchte das Oberlin College, bevor er nach Boston und später nach Chapel Hill (North Carolina) zog. Vor der Veröffentlichung seines Debüts arbeitete er als Redakteur von Fachblättern für Medizin und Bankgewerbe. Heute lebt er mit seiner Familie in Washington, D. C. Die Filmrechte an seinem Roman wurden bereits an Dreamworks verkauft.

Thomas Mullen

Die Stadt am Ende der Welt

Roman

*Aus dem Englischen
von Gerlinde Schermer-Rauwolf
und Robert A. Weiß*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel »The last town on earth« bei Random House, New York.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2006 by Thomas Mullen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by Hoffmann
und Campe Verlag, Hamburg

Published in conjunction with the Susan Golomb Literary Agency,
New York and the Michael Meller Literary Agency, Munich

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: Millenium Images / LOOK-foto

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73846-5

www.btb-verlag.de

FÜR JENNY

Eine bewährte Art, eine Stadt kennenzulernen,
besteht darin herauszufinden, wie ihre Bewohner
arbeiten, wie sie lieben und wie sie sterben.

Albert Camus, DIE PEST

Ein Angriff auf einen ist ein Angriff auf alle.

*Slogan der Industrial Workers
of the World*

PROLOG

Kurz lugte die Sonne hervor, wie zum Beweis für die Existenz eines Universums über ihnen, von Wächtern hoch oben – Planeten, Sterne und riesige Galaxien unendlichen Wissens –, und ebenso plötzlich hatten sich wieder Wolken davorgeschoben.

Während der fünfzehnminütigen Fahrt kamen dem Arzt lediglich zwei andere Automobile und ein einziger einsamer Fußgänger entgegen, obwohl es Sonntagmittag war; um diese Zeit kehrten die Menschen normalerweise von der Kirche nach Hause zurück oder besuchten Freunde und Angehörige. Seit etwa drei Wochen, so schätzte der Arzt, grassierte in Timber Falls die Grippe, und mittlerweile waren die Straßen so gut wie ausgestorben. Die Kranken mussten zu Hause bleiben, und die Gesunden wagten sich nicht nach draußen.

»In dieser Straße war noch niemand?«, erkundigte er sich bei seinen Begleiterinnen, zwei Krankenschwestern, deren Ehemänner in Frankreich kämpften. Er selbst war ein älterer Mann von hagerer Statur und trug eine Brille, die vom feuchten Husten seiner unzähligen Patienten ganz fleckig war.

»Nein«, antwortete eine der beiden Schwestern. Wegen der rapide steigenden Zahl an Kranken und Sterbenden hatten sie es noch nicht so weit in die Randbezirke der Stadt hinaus geschafft, in diese abgeschiedene Straße, in der die Ärmsten der Armen und die Neueinwanderer wohnten.

Nachbarn hatten von beunruhigenden Geräuschen aus einem der Häuser berichtet. Doch niemand wollte dort hineingehen und nach der Familie sehen.

Neben dem zweistöckigen Haus, das am Fuß eines sanft ansteigenden Hügels lag, stellte der Arzt den Wagen ab. Der Erdboden war nichts als Schlamm, die Räder sanken etliche Zentimeter tief ein. Offenbar sackte sogar das Haus ab, sein Dach neigte sich nach rechts. Es war das letzte von fünf schmalen Gebäuden, die sich gramvoll aneinander zu schmiegen schienen.

Ehe die Besucher ausstiegen, setzten sie sich Gazemasken auf, die Nase und Mund bedeckten, und streiften sich dünne Gummihandschuhe über.

Der Arzt klopfte an die Tür. Als niemand darauf reagierte, versuchte er es noch einmal, diesmal lauter, und gab sich als Arzt zu erkennen.

»Sehen Sie«, sagte eine der Schwestern. Am Fenster links von der Tür spähte jemand durch den dünnen Vorhang, ein Mädchen von höchstens vier Jahren, das mit seinen großen Augen wie ein Gespenst wirkte. Vor den maskierten Fremden schien sie sich weder zu fürchten, noch zeigte sie sonderliches Interesse. Die Krankenschwester hob eine Hand und winkte, doch das Kind erwiderte die Geste nicht. Auch als der Arzt noch einmal klopfte und dem Mädchen bedeutete, die Tür zu öffnen, rührte sich das Kind nicht vom Fleck.

Schließlich drehte er den Türknauf und trat ein. Sofort fiel ihm der Geruch auf. Sämtliche Fenster waren geschlossen, die Tür hatte offenbar seit Tagen niemand geöffnet.

Das kleine Mädchen am Fenster drehte sich zu den Fremden um. Sie trug das Flanellhemd eines Erwachsenen über ihrem schmutzigen Nachthemd, ihr dichtes blondes Haar war ungekämmt. Und sie sah erschreckend mager aus.

Im Wohnzimmer herrschte Chaos, überall waren Kleider, Spielzeug und Bücher verstreut. Ein Schaukelstuhl war umgekippt, eine Lampe lag zerbrochen auf dem Boden. Als die Besucher näher kamen, tauchten aus dem Durcheinander zwei weitere Mädchen auf, eines jünger, das andere ein bisschen älter als das Mädchen am Fenster. Auch sie waren merkwürdig angezogen und schmutzelig und hatten etwas Geisterhaftes.

Gerade als der Arzt fragen wollte, wo ihre Eltern waren, hörte er ein trockenes, heiseres Husten. Er und eine der Krankenschwestern folgten dem Geräusch, das aus einem Schlafzimmer hinter dem kurzen Flur drang.

Unterdessen blieb die andere Schwester bei den Kindern im Wohnzimmer. Sie kniete sich hin und nahm ein paar Scheiben Roggenbrot aus ihrer Tasche. Sofort stürzten die Mädchen mit ausgestreckten Armen auf sie zu, ihre Fingernägel gruben sich in das Brot. Binnen

Sekunden hatten sie es vertilgt, und sogleich blickten drei Augenpaare die Schwester erneut erwartungsvoll an.

Im Schlafzimmer waren die dunklen Vorhänge zugezogen. Der Arzt sah, dass in beiden Betten Menschen lagen. Die Gestalt im rechten Bett musste immer wieder husten. Der Kopf ruhte auf einem mit dunkelroten Flecken übersäten Kissen. Ohrläppchen, Nasenlöcher und Oberlippe waren schwarz von getrocknetem Blut, die geschlossenen Augenlider wie auch die Haut ringsum von dunklem Blau. Eine Hand lag auf dem Laken, die Finger hatten die Farbe feuchter Tinte. Auf dem Tischchen neben dem Bett waren Blutspuren zu sehen, ebenso auf der darauf liegenden Bibel.

Als der Mann abermals hustete, öffnete er ganz kurz die Augen, doch sein Blick glitt nur ziellos durchs Zimmer, ehe die Pupillen wieder hinter den blauen Lidern verschwanden. Die Schwester kniete sich neben ihn, um das Wenige zu tun, wozu sie ausgebildet war, wenngleich sie wusste, dass es nichts mehr helfen würde. Immerhin war es besser, als den Menschen in dem anderen Bett ansehen zu müssen.

Die Mutter der Kinder lag auf der Seite, dem Mann zugewandt, die erstarrten Lippen von Schmerz verzerrt. Die dünnen blonden Haare lagen fächerförmig auf dem Kissen, einige Strähnen hingen aus dem Bett, andere klebten ihr blutverkrustet im Gesicht. Wie lange sie schon tot war, ließ sich unmöglich sagen, denn die Leichen der an der Spanischen Grippe Verstorbenen glichen in nichts jenen, die der Arzt sonst zu Gesicht bekam. Die Haut der Frau hatte sich überall bläulich verfärbt, wie dies ansatzweise auch schon bei ihrem Mann zu erkennen war. Infolgedessen ließ sich ihr Alter nicht schätzen, ja nicht einmal ihre Hautfarbe bestimmen. Sie erinnerte den Arzt an die verkohlten Leichen, die er vor Jahren nach einem schrecklichen Brand in einem Sägewerk gesehen hatte.

Trotzdem vermutete er, dass sie ungefähr so alt wie seine Krankenschwestern war, denn die Grippe schien hauptsächlich diejenigen dahinzuraffen, die in der Blüte ihres Lebens standen. Möglicherweise hatten die Kinder sie bereits überwunden, doch die Eltern waren ihr zum Opfer gefallen. Es war genau entgegengesetzt wie bei den meisten anderen Grippetypen.

Aus einem anderen Zimmer drang ebenfalls Husten. Erstaunt

wechselten der Arzt und die Schwester einen Blick, dann gingen sie dem Geräusch nach, zu einem Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs. Hier hingen keine Vorhänge vor dem Fenster, und so sahen sie schon beim Hereinkommen die beiden jungen Leute auf dem großen Bett liegen, beide hustend, die Laken in Kopfhöhe blutig. Es hörte sich genau nach dem an, was es war: Zwei Menschen starben langsam den Erstickungstod.

Plötzlich rührte sich dort etwas, winzige Händchen regten sich zwischen den Körpern: Ein höchstens drei Jahre altes Kind mit rabenschwarzem Haar hatte zwischen seinen sterbenden Eltern geschlafen. Einen Moment lang schien das Mädchen ganz ruhig, doch kaum hatte es seine braunen Augen aufgeschlagen, begann es zu schreien. Ob aus Angst vor den Fremden mit der Maske oder wegen seiner beinahe reglosen Eltern, das wusste die Schwester nicht zu sagen. Und das Mädchen schrie und schrie, als hätten auch die drei schweigenden Kinder im anderen Zimmer durch das Entsetzen dieses einen Kindes eine Stimme bekommen.

Inzwischen war der Arzt ins Wohnzimmer zurückgekehrt und telefonierte mit einem der überlasteten Leichenbestatter, auch wenn er wusste, dass dieser erst nach Stunden eintreffen würde. Viele Frauen von der Vermittlung waren ebenfalls krank, und eine Ewigkeit schien zu vergehen, als er so dastand, in den stummen Hörer lauschte und darauf wartete, dass ihm eine Stimme antwortete, er würde verbunden. Die Totenstille zog sich hin, wurde länger und länger wie die Arme der hungernden kleinen Mädchen mit den flehenden Blicken.

TEIL I

COMMONWEALTH

KAPITEL I

Die Straße nach Commonwealth war lang und wenig einladend, hinter Timber Falls zog sie sich etliche Kilometer durch den Nadelwald, in dem die Bäume höher und höher wuchsen, als versuchten sie die Sonne zu erreichen, die sie mit ihren spärlichen Strahlen zu necken schien. Über der steinigen Straße ragten Douglasien auf wie feindliche Armeen, die einander, durch einen Abgrund getrennt, gegenüberstanden. Sogar Reisende, die um ihre eigene Bedeutungslosigkeit wussten, fühlten sich auf diesem unnatürlich düsteren Abschnitt der Straße besonders demütig und klein.

Nach ein paar Kilometern durch den Wald machte die Straße eine Rechtskrümmung, und die Bäume wichen ein wenig zurück. Braune Erde und gelegentliche Baumstümpfe deuteten darauf hin, dass hier erst vor kurzem mühevoll eine Lichtung in den Wald geschlagen worden war. Sie erstreckte sich über sanft ansteigendes Gelände, und am Fuß der Anhöhe blockierte ein frisch gefällter Baum die Straße. Auf dessen dicke Borke hatte man ein Schild genagelt: eine Warnung für nicht existierende Reisende, ein stummer Schrei in die taube Wildnis.

Auf dem kahlen Hügel frischte der Wind auf und trug den Geruch von Millionen Douglasien und Kiefern heran. Philip sog scharf die Luft ein.

»Kalt?«, fragte Graham.

»Geht schon.«

Graham machte eine Geste in Richtung Stadt. »Du brauchst eine wärmere Jacke, hol dir eine.«

»Ich bleibe hier.«

»Wie du willst«, meinte Graham mit einem verhaltenen Lächeln. Dass Philip fror, war unverkennbar, was bei der dünnen Jacke und den Khakihosen – typische Bürohengst-Klamotten – auch kein Wunder war. Graham hingegen trug seinen üblichen blauen Overall und einen dicken Wollmantel.

»Glaubst du, dass es schneit?« Philip Worthy war sechzehn und groß, auch wenn er kleiner wirkte, weil er hinkte. Auch besaß er keine so kräftige Statur wie die meisten Männer in dieser Stadt, in der vor allem Holzfäller und Sägewerksarbeiter lebten.

»Nein, es wird nicht schneien.«

Der fünfundzwanzigjährige Graham verkörperte in vielerlei Hinsicht das, was Philip werden wollte: stark, auf eine stille Art klug, Herr in seinem Haus. Während Philip das Gefühl hatte, höflich und unterhaltsam sein zu müssen, damit er bei anderen beliebt war, schien Graham stets nur das Nötigste zu sagen und wurde trotzdem respektiert. Mittlerweile kannte Philip ihn zwei Jahre, aber er hatte noch immer nicht herausbekommen, wie er das zuwege brachte.

»Ist kälter, als ich dachte«, sagte Philip. »Das kann bedeuten, dass es bald schneit.«

Graham verstand die Angst seines Kameraden vor Schnee. Er schüttelte den Kopf. »Es ist zwar kalt, aber zu früh für Schnee. Wir haben ja erst Oktober.«

Fröstelnd zog Philip die Schultern hoch und nickte.

Graham legte sein Gewehr auf den Boden und zog seinen Mantel aus. »Komm, zieh den an.«

»Nein, wirklich, mir geht's gut. Ich möchte nicht, dass du ...«

»Zieh schon den verdammten Mantel an«, beharrte Graham grinsend. »Ich hab sowieso mehr Fleisch auf den Rippen als du.«

»Danke.« Auch Philip legte sein Gewehr hin und achtete dabei darauf, dass die Mündung von Graham weg zeigte. Der Mantel war ihm zu groß, seine Hände verschwanden fast in den Ärmeln. Mochte er darin auch ein bisschen komisch aussehen, sparte er sich so doch die Handschuhe. Ein Gewehr würde er damit nicht halten können, aber das schien ihm kein Problem zu sein, weil er es vermutlich ohnehin nicht brauchen würde.

»Was meinst du, wer das in diesem T-Modell am Sonntag war?«, fragte Philip.

»Keine Ahnung.« Keiner der beiden hatte am Sonntag Wachdienst gehabt, als zwei andere Posten gesehen hatten, wie ein funkelneuer Ford unmittelbar bis vor den querliegenden Baumstamm fuhr. Der Wachposten war zu weit weg gewesen, um den Fahrer näher in Augenschein zu nehmen, der nicht aus seinem Automobil ausstieg.

Dem Filzhut nach zu schließen handelte es sich um einen Mann, aber das war der einzige Anhaltspunkt. Anscheinend hatte der Mann das Schild gelesen und war, ohne lange zu überlegen, umgekehrt und wieder davongefahren. Seit sich die Stadt von der Außenwelt isoliert hatte, war dies der erste Fremde gewesen, der hier aufgetaucht war.

Commonwealth lag etwa achtzig Kilometer nordöstlich von Seattle, vielleicht auch hundert oder noch mehr – das schien niemand so genau zu wissen außer Charles Worthy, dem Gründer der Stadt, und denen, die das hier geschlagene Holz abtransportierten. Im Osten ragten die zerklüfteten Gipfel der Kaskaden auf, die an klaren Tagen deutlich zu sehen waren, doch oft verschwanden sie hinter schweren, tief hängenden Wolken. An solchen Tagen schien der Ort vom Rest der Welt abgeschnitten zu sein. In westlicher Richtung waren es ein paar Kilometer bis zum Meer, mit dem Puget-Sund im Süden, der Georgia-Meerenge im Norden und der Juan-De-Fuca-Meerenge im Westen, die sich hier vereinten und mit ihren kalten Gewässern die San-Juan-Inseln umschlossen. Aber wegen der dichten Wälder dazwischen war das Meer so unerreichbar fern, als wäre es gar nicht da.

Commonwealth war keine Stadt im herkömmlichen Sinn, was zum Teil erklärte, weshalb es auf keiner Landkarte erwähnt wurde, als habe sich der Rest der zivilisierten Welt entschieden, von seiner Existenz einfach keine Kenntnis zu nehmen. Es gab weder einen Bürgermeister noch einen Postvorsteher oder einen Sheriff. Hier fand man auch kein Gefängnis und keine Steuerbehörde, weder Bahnhof noch Schienen, keine Kirche, kein Telefon, kein Krankenhaus. Ebenso wenig einen Saloon oder ein Lichtspielhaus. Commonwealth bestand praktisch nur aus einer Sägemühle, Wohnhäusern für die Arbeiter, einer Menge Land mit noch mehr Bäumen zum Fällen und dem notwendigen Drumherum wie einem Gemischtwarenladen und einer Arztpraxis. Wer etwas einkaufen wollte, was es im Laden nicht gab, sich einen Film ansehen oder an einem Gottesdienst in einer Kirche teilnehmen wollte, reiste in das fünfundzwanzig Kilometer südwestlich gelegene Timber Falls. Aber inzwischen durfte niemand mehr in die Stadt hinein oder aus ihr heraus.

»Meinst du, der Fahrer kreuzt hier noch mal auf?«, fragte Philip, während ihm der Wind das braune Haar in die Stirn wehte.

Mit ausdrucksloser Miene, den Blick der blaugrünen Augen unbeirrt auf den Fuß des Hügels gerichtet, dachte Graham einen Moment nach. »Nein, nicht nachdem er das Schild gesehen hat. Wenn er wirklich hätte reinkommen wollen, dann hätte er es gleich versucht. War wahrscheinlich bloß ein Holzhändler, der nichts von der Quarantäne gewusst hat.«

Philip nickte, dankbar über Grahams Gewissheit.

Philip war ohne Vater und Geschwister aufgewachsen und hatte seine ständig umherreisende Mutter durch den ganzen Westen begleitet, bis er nach dem Unfall in die Obhut der Worthys gekommen war. Als seine neue Familie vor zwei Jahren nach Commonwealth gezogen war, um sich auf dieses kühne Experiment einzulassen, hatte er sich rasch mit Graham angefreundet. Und diesem wurde erst, als er Philip kennenlernte, bewusst, wie sehr ihm seine jüngeren Brüder fehlten.

Wie viele Sägewerksarbeiter war auch Graham in allzu jungen Jahren von zu Hause weggelaufen, nachdem er wieder einmal eine handgreifliche Auseinandersetzung mit seinem betrunkenen Vater gehabt hatte und vor die Tür gesetzt worden war. Als er sein Elternhaus in Kansas verlassen hatte, war er etwa in Philips Alter gewesen, und wenn er Philip heute ansah, wunderte er sich manchmal, wie er, Graham, damals so halsstarrig und närrisch hatte sein können, sich in einem solchen Alter in die Welt hinauszuwagen. Aber irgendwie hatte er überlebt, trotz blutiger Streiks, Gefängnisstrafen und Schlägereien mit Polizisten, und es nun zum Vorarbeiter eines angesehenen Sägewerks gebracht. Zwar hatte er jetzt eine eigene Familie, um die er sich kümmern musste, aber es machte ihm Spaß, Philip all die Sachen beizubringen, die er selbst von seinem älteren Bruder gelernt hatte, wie sein erstes Wild zu erlegen, seinen ersten Fisch zu angeln und sich auf den Pfaden, die durch die endlosen Wälder führten, zurechtzufinden.

In Wirklichkeit war sich Graham gar nicht so sicher, ob der Mann in dem Automobil nicht doch zurückkehren würde, aber er empfand allein schon den Klang der eigenen Stimme als tröstlich. Aus diesem Grund, so erkannte er jetzt, sehnte er sich nach jüngeren Brüdern: Man fühlte sich dann beinahe so stark, wie man es in ihren Augen war.

Als Philip und Graham vor vier Tagen das erste Mal Wache scho-

ben, hatte es keine besonderen Vorkommnisse gegeben. Zehn lange Stunden hatten sie schweigend dagestanden, bis die Langeweile unerträglich wurde und sie zu plaudern angingen. Sie dachten laut darüber nach, wie lange die Grippeepidemie noch anhalten würde, und tauschten Geschichten über frühere Krankheiten und Verletzungen aus. Philip schlug sogar vor, eine kleine Wette abzuschließen, wie lange die Quarantäne dauern würde, wofür Graham ihn milde tadelte, als wäre dies etwas Unanständiges. Sogleich bereute Philip seine Idee und kam sich wie ein dummer kleiner Junge vor. Doch abgesehen davon war die Zeit ziemlich langsam vergangen, der Himmel verdunkelte sich allmählich, und aus den gestaltlosen Wolken über ihnen senkte sich Nebel herab, sodass sich die beiden Männer klamm und müde fühlten und in ihre warmen Stuben wünschten, wo sie mit ihren Familien am Esstisch über die Kleinigkeiten des Alltags reden würden.

»Was macht die Lehre?«, nahm Graham, Minuten oder Stunden später, das Gespräch wieder auf.

»Ich komme prima voran. Über Zinsrechnung kannst du mich alles fragen, was du wissen willst.«

»Darüber will ich aber gar nichts wissen, vielen Dank auch.«

Philip war jetzt Charles Worthys Lehrling und wurde in den kaufmännischen Belangen des Sägewerkbetriebs unterrichtet, um eines Tages dieselbe Arbeit zu tun wie früher Charles in der Sägemühle seines Vaters, dem er vor zwei Jahren angewidert den Rücken gekehrt hatte.

»Macht dir das wirklich Spaß, den ganzen Tag rumzuhocken?«

»Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen.«

Philip fragte sich, ob Graham ihn wegen seiner Bürotätigkeit geringschätzte. Wegen seiner Behinderung war er für körperlich anstrengende Arbeiten denkbar ungeeignet. Während Philip einen beiläufigen Blick auf Grahams Hand warf, an der seit einem Unfall im Sägewerk vor ein paar Jahren ein Finger fehlte, dachte er sich, dass er mit seinem Los eigentlich ganz zufrieden sein konnte.

Erst neulich hatte Philip an der Kalkulation mitgearbeitet, um zu ermitteln, was das Werk sparen würde, wenn es von Gattersägemaschinen auf Bandsägemaschinen umstieg, bei denen wegen der dün-

neren Blätter weniger Sägemehl anfiel, was einen geringeren Verlust an Holz bedeutete. Das war eine anspruchsvolle Aufgabe gewesen, und als er damit fertig war, hatte er das Gefühl, einen wertvollen Beitrag für das Werk geleistet zu haben. Das leise Kompliment seines Vaters zu seiner Arbeit klang ihm noch immer in den Ohren.

»Wie geht's deiner Kleinen?«, fragte Philip.

»Gut«, erwiderte Graham, und ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. »Krabbelt neuerdings schon im ganzen Haus herum. Amelia muss sie jetzt ständig im Auge behalten.«

»Wann fängt sie zu sprechen an?«

»Frühestens in ein paar Monaten.«

»Und wann wird sie Bäume fällen wie ihr Papa?«

»Wohl nie.«

»Ich weiß nicht«, sagte Philip, »sie sieht mir sehr nach einer geborenen Holzfällerin aus.«

»So? Woran erkennst du das denn?«

Philip zuckte die Achseln. »Sie sabbert ziemlich viel. Und rülpst. Und riecht manchmal.«

Graham grinste und nickte.

»Kommst du denn auch mal zum Schlafen, oder hält sie euch die ganze Nacht wach?«

»Ich nutze jede Gelegenheit zum Schlafen.«

»Zum Beispiel wenn du hier draußen Wache stehst?«

»Ich hab beim letzten Mal nicht geschlafen. Ich habe nur meine Augen ausgeruht und nicht auf dich geachtet. Das ist eine wichtige Fähigkeit, die man entwickelt, wenn man Frau und Kind hat. Das kannst du mir glauben.«

»Apropos«, fuhr Graham nach einer kurzen Pause fort und musterte Philip aus den Augenwinkeln. »In letzter Zeit sieht man dich öfter zusammen mit diesem Mädchen von den Metzgers.«

Philip zuckte wenig überzeugend mit den Achseln. »Sie ist mit meiner Schwester befreundet.«

»Und warum sehe ich dann immer *dich* mit ihr, und zwar ohne deine Schwester?«

Es dauerte einen Augenblick zu lang, bevor Philip eine Antwort parat hatte. »Wieso, man wird doch mal mit einem Mädchen reden dürfen?«

Graham lächelte. »Junge, ich hoffe, du lässt dich von ihr nicht so leicht durchschauen wie von mir.«

Ein paar Minuten verstrichen in Schweigen, ehe sie unten am Hügel jemanden bemerkten.

Zuerst sahen sie ihn nur durch die Baumstämme, alle paar Sekunden blitzte etwas Hellbraunes und Ockerfarbened zwischen dem Borkengewirr auf. Beide erstarrten und warteten mit angehaltenem Atem darauf, ob dort tatsächlich jemand auftauchte oder ob sie sich das eingebildet hatten, es vielleicht nur eine Lichtspiegelung gewesen war.

Da kam die Gestalt um die Kurve, blickte den Hügel hinauf, sah die Stadt. Zwischen dem Mann und der Stadt standen Philip und Graham, doch er schien die beiden nicht zu bemerken.

»Siehst du, was ich sehe?«, fragte Philip.

»Allerdings.«

Die Gestalt setzte sich in ihre Richtung in Bewegung.

»Lesen Sie, was auf dem Schild steht«, befahl Graham dem Fremden in ruhigem Ton. »Lesen Sie das Schild.«

Und tatsächlich blieb der Mann stehen, als er nach ein paar Schritten den gefällten Baum mit dem Schild erreicht hatte. Er verharrte ungewöhnlich lange, als könnte er nur schlecht lesen und als stünden dort zu viele schwierige Wörter. Dann sah er zu ihnen hinauf. Graham sorgte dafür, dass sein Gewehr gut zu sehen war, das er aufrecht neben sich hielt, die Hand am Lauf, die Mündung von sich weg gerichtet.

Obwohl Philip seit Tagen das Schild nicht weiter beachtet hatte, kannte er den Wortlaut auswendig.

QUARANTÄNE

ZUTRITT STRIKT UNTERSAGT!

Aufgrund der GRIPPEPIDEMIE steht diese Stadt
unter strenger QUARANTÄNE.

Dieser Bezirk wird ständig von BEWAFFNETEN Wachen
kontrolliert.

Der Zutritt ist NIEMANDEM gestattet.
Gott schütze Sie.

Nachdem er dies gelesen hatte, wurde der Mann kurz von einer Art Krampf geschüttelt und fasste sich mit einer Hand ins Gesicht. Dann stapfte er auf den gefälltten Baum zu und begann, darüberzuklettern. Es war ein ziemlich mächtiger Baum, deshalb brauchte er einen Moment, bis er den dicken Stamm bezwungen hatte, ohne dabei zu stolpern, und kam danach auf die beiden zu.

»Er geht immer noch weiter«, stellte Philip verzagt fest und versuchte, nicht in Panik zu geraten. Hastig krempelte er die Ärmel von Grahams Mantel hoch und griff nach seinem Gewehr. Er fragte sich, warum er so nervös wurde, während Graham noch ruhiger als sonst zu sein schien.

Der Mann hinkte ein wenig und verzog immer das Gesicht, wenn er das rechte Bein bewegte, was sein Vorankommen zwar verlangsamte, es aber irgendwie endgültiger erscheinen ließ. Er trug eine Art Uniform. Tatsächlich, da waren auch Streifen auf einer Schulter, und als der Fremde näher kam, erkannten Philip und Graham über seiner rechten Schulter den Kolben eines Gewehrs.

Ein Soldat, dachte Philip verduzt.

Die Hälfte des Weges zu ihnen hatte er schon fast zurückgelegt und war nur noch etwa sieben Meter entfernt.

»Sofort stehen bleiben!«, rief Graham. »Diese Stadt steht unter Quarantäne. Kommen Sie nicht näher!«

Der Mann gehorchte. Er hatte dunkles, ungekämmtes Haar, das für einen Soldaten ein bisschen lang zu sein schien. Offenbar hatte er sich seit mehreren Tagen nicht rasiert. Um den rechten Oberschenkel hatte er einen Stoffetzen gebunden, der dunkel verfärbt war, möglicherweise von getrocknetem Blut. Seine Uniform war an den Beinen über und über verdreckt und auch die Brust stellenweise schmutzverschmiert.

Da nieste der Soldat.

»Bitte!« Er musste die Stimme heben, um sich über die Distanz verständlich zu machen, doch die Anstrengung schien beinahe seine Kräfte zu übersteigen. »Ich bin am Verhungern. Ich brauche nur ein bisschen was zu essen ...«

Was macht denn ein Soldat hier draußen?, ging es Philip durch den Kopf, aber er behielt den Gedanken für sich.

»Du kannst nicht hier raufkommen, Kumpel«, entgegnete Gra-

ham. »Auf dem Schild steht doch, dass wir unter Quarantäne stehen. Wir dürfen niemanden hereinlassen.«

»Es ist mir egal, ob ich krank werde«, sagte der Mann kopfschüttelnd. Er war jung – eher in Philips als in Grahams Alter – und sprach mit einem Akzent, der aber nicht ausländisch klang, sondern eher, als käme er aus einem anderen Teil des Landes. Aus Neuengland oder vielleicht New York?, rätselte Philip. Der Mann hatte ein mageres, knochiges Gesicht mit einem kantigen Kinn – ein Gesicht, dem man nicht trauen könne, wie Philips Mutter immer gesagt hatte, wenngleich Philip den Grund dafür nie erfuhr.

»Ich verhungere – ich brauche was zu essen. Seit zwei Tagen schlage ich mich schon durch die Wälder. Es gab einen Unfall ...«

»Ob du gesund bleibst oder nicht, kümmert uns weniger.« Grahams Stimme klang nach wie vor kräftig, beinahe schon herrisch. »Aber wir sind die einzige Stadt hier in der Gegend, in der noch niemand erkrankt ist, und so soll es auch bleiben. Jetzt verschwinde und geh die Straße zurück, auf der du gekommen bist.«

Lustlos warf der Soldat einen Blick zurück und fasste dann wieder Graham ins Auge. »Wie weit ist es bis zur nächsten Stadt?«

»Ungefähr zwanzig Kilometer«, erwiderte Graham. Commonwealth lag nicht auf dem Weg zu oder von einem anderen Ort – die Straße endete hier. Was hatte den Soldaten nur hierher verschlagen?

»Zwanzig Kilometer? Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Und in ein paar Stunden ist es dunkel.«

Er hustete. Laut und rasselnd. Über welche Entfernung kann man sich durch Tröpfchen infizieren?, überlegte Philip.

Da humpelte der Soldat weiter auf sie zu.

Eine ungekannte Mischung aus Angst, Mitleid und Pflichtgefühl – er wusste, dass er eine Aufgabe zu erfüllen hatte – ließ Philip erstarren. Noch vor ein paar Stunden war es für ihn völlig klar und einsichtig gewesen, wie er handeln sollte, doch jetzt wurde ihm bewusst, dass er eigentlich nicht die geringste Ahnung hatte.

Graham ließ nichts von einer solchen Verunsicherung erkennen: Er nahm sein Gewehr in beide Hände und hielt es schussbereit.

Zögernd folgte Philip seinem Beispiel.

»Stopp!«, befahl Graham. »Keinen Schritt weiter!«



Thomas Mullen

Die Stadt am Ende der Welt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73846-5

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2008

Wie weit würdest du gehen, um dein Leben zu schützen?

Washington State, 1918: Die Spanische Grippe grassiert im ganzen Land und bringt Tod und Elend über die Menschen. Doch eine Stadt ist wild entschlossen, sich mit strengster Quarantäne zu schützen. Die einzige Zufahrtstraße wird durch bewaffnete Posten abgeriegelt. Dann steht in einer bitterkalten Nacht plötzlich ein Fremder vor den Toren, unterkühlt hungrig, müde – ein Opfer der todbringenden Epidemie? Die beiden jungen Wachposten Graham und Philip treffen eine schicksalhafte Entscheidung ...